

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 79.

Sonntag, 2. April.

1916.

Um Ehre und Leben.

(Nachdruck verboten.)

(B. Fortsetzung.)

Roman von Paul Blüß.

Die ersten acht Tagen waren wie im Fluge vergangen. Man war vom Morgen bis zum Abend mit dem Auspacken der Kisten und Kasten beschäftigt. Dann war es ans Einräumen und Aufstellen der Möbel gegangen, und ehe man es noch spürte, war bereits eine Woche herum.

Kurt hatte immer tapfer mitgeholfen, so ungewöhnt ihm diese neue Arbeit auch war. Zwar hatte die Mama ihren Liebling manchmal ein wenig schonen wollen, doch Lucie duldete das nicht, sehr bestimmt trat sie der Mutter entgegen, indem sie sagte: „Daß ihn nur getrost mit anfassen; er muß sich jetzt an Arbeit gewöhnen, die Tage des Nichtstuns sind vorbei.“

Darauf hatte die alte Frau nichts zu erwidern gewagt; denn sie mußte der Tochter ja recht geben; dennoch aber nahm sie heimlich, sobald es anging, ihren Einzigen in Schutz und gewährte ihm manche Vergünstigung, die Lucie entbehren mußte.

Eines Abends, als man zu Tisch ging, fehlte Kurt. Erstraunt sah Lucie auf. Doch Mutter entschuldigte ihn: sie habe ihn in die Stadt geschickt, um verschiedene Einkäufe für sie zu besorgen. Die Tochter machte ein bedenkliches Gesicht dazu, sagte aber nichts weiter.

Es wurde neun, zehn, elf, endlich kam sogar schon Mitternacht heran, aber von dem jungen Herrn war noch immer nichts zu hören, noch zu sehen.

Endlich drang Lucie in die Mama, daß sie sich niederlegen solle.

„Wenn der arme Junge nur kein Unglück gehabt hat!“ stöhnte die verängstigte alte Frau.

„Beunruhige Dich nicht, morgen früh wird er schon wieder da sein“, antwortete die Tochter, nicht ohne einen Anflug von leiser Bitterkeit.

Als sie allein war, setzte sie sich auf den Balkon hinaus und spähte hinein in das Dunkel der Hochsommernacht. — Wie still und weltverlassen es jetzt hier draußen war, gar nicht, als ob man in der Weltstadt wohnte. Doch wenn sie den Blick nach links wandte, da schimmerte es über den dunklen Dächern hell auf. Dort war der Lichtschein von Berlin. Da wogte das Leben noch in hochgehenden Fluten. Da dachten noch die Menschen nicht an Schlaf und Ruhe, dort machte man ja die Nacht zum Tage.

Sinnend sah sie hinein in die weit schimmernden Fluten jener Lichtwellen.

Was wohl für sie dort drüben noch erblühen würde? Das Herz erbehte ihr doch ein wenig, nun sie daran dachte, daß sie demnächst dort drüben sich nach einer neuen Tätigkeit umsehen mußte. Leicht war das gewiß nicht. Darüber war sie sich jetzt schon klar.

Mühsam schlug eine Uhr. Jetzt war es bereits eins. Sie war weitend auf Kurt. Sicher war er in lustige Gesellschaft geraten und hatte sich festgekneipt.

Das durfte sie nicht dulden. Dazu war kein Geld da. — Und wenn er erst mal an so etwas gewöhnt war, dann wollte er es immer so haben. Nein, das mußte

ihm gleich jetzt abgewöhnt werden. Am besten schon, er käme so bald als möglich in geregelte Tätigkeit. Gleich morgen würde sie an Jen'en schreiben.

Sie grübelte noch eine halbe Stunde weiter. Dann wurde sie müde und legte sich nieder.

Als man am anderen Morgen sich zum Kaffe setzen war, war Kurt noch immer nicht da.

Von neuem begann die Mama zu kammern: „Paß auf, sicherlich ist dem armen Jungen etwas Schlimmes zugestoßen.“

Die Tochter sagte nichts, obgleich sie nicht davon glaubte. Endlich fragte sie: „Wieviel Geld hast du ihm denn mitgegeben?“

„Ein Zwanzigmarkstück“, klang es etwas kleinlaut.

„Na, dann mach dich nur darauf gefaßt, daß du davon nichts mehr zu sehen bekommst.“

„Red' doch nicht so garstig, Mädchen!“

Lucie verbiß ihren Ärger. Nun war es sicher für sie daß er die Nacht durchwühlte hatte. Ihre Empörung wurde immer größer. Nein, etwas durfte sich unbedingt nicht wiederholen!

Mit maßvoller, doch ernster Stimme begann sie nun: „Ich bitte dich dringend, Mamachen, verzieh den Kurt nicht noch mehr! Du darfst ihm jetzt kein Geld mehr austreten! Er muß sich daran gewöhnen, selbst etwas zu verdienen. Dann erst wird er den Wert des Geldes zu schätzen wissen. Bisher hatte er das nie gewußt, weil er immer aus dem vollen schöpfen konnte. Also tu' mir den Gefallen und gib ihm nichts mehr. Er lernt sonst nie zu arbeiten und sich einzuschränken.“

Beinahe weinerlich antwortete die Mutter: „Aber, Kind, du bist entschieden ungerecht! Ich werde den Jungen doch nicht verwöhnen. Sein Bestes will ich doch nur!“

„Dann darfst du ihm kein Geld mehr austreten!“

„Das tu' ich doch auch gar nicht! Du hörst doch, daß er für mich verschiedenes in der Stadt kaufen sollte, was es hier draußen nicht gibt.“

„Aber du hättest ihm nicht so viel Geld mitgeben dürfen!“

„Mein Gott, er ist doch kein kleines Kind mehr, dem man genau das Geld hinzählen muß!“

„Nun, du wirst ja sehen, was er dir von dem Goldfuchs wiederbringt.“

Die alte Frau schwieg verärgert. Zwar konnte sie der Tochter nicht so ganz unrecht geben, dennoch aber fand sie, daß das Mädchen jetzt entschieden zu hart urteilte. Und um ihren Liebling zu entlasten, sagte sie endlich: „Vielleicht hat er einen früheren Kameraden getroffen, mit dem er zusammen geblieben ist.“

„Aber das eben soll er doch jetzt vergessen!“ erwiderte Lucie, lebhafter werdend. „Er ist doch jetzt kein Leutnant mehr, sondern auf den Verdienst seiner Hände angewiesen! Was gehen ihn jetzt noch die Kameraden an. Er muß sich nun einen anderen, weniger kostspieligen Umana suchen.“

„Mein Gott, das wird er ja wohl auch tun! Wenn er aber zufällig einen früheren Bekannten trifft, dann kann er ihn doch nicht so ohne weiteres ignorieren!“

„Glaubst du, Mama, daß diese früheren Kameraden Kurt helfen würden, wenn er in Not geriete? Ich glaube das nicht. Solche Freunde sind nur für die Scheiße da, sonst ist kein Verlaß auf sie. Und deshalb soll Kurt sie von nun an meiden.“

„Ach, du kannst manchmal wirklich unaussprechlich werden, Kind“, rief die Mama ärgerlich.

Doch Lucie antwortete still und ernst: „Liebe Mama, du wirst dich wohl daran gewöhnen müssen, mich von nun an mit mehr Selbständigkeit walten zu lassen; wenn wir mit unserem bisherigen Einkommen uns ehrlich durchs Leben schlagen wollen, dann muß hier im Hause ein ernstes Wille Geltung finden. Solche Extravaganzen, wie diese Nachtschwärmeri dürfen hier nicht zur Gewohnheit werden und deshalb will ich gleich nachher mit Kurt ein ernstes Wort reden.“

„Das wirst du nicht tun, Kind. Bitte, überlaß das nur mir“, erwiderte die Mutter jetzt ziemlich fest und bestimmt.

„Aber du bist zu weich, Mama, du erreichst doch nichts Nichtiges bei ihm!“

„Das werden wir ja erst abzuwarten haben.“

„Nun, wie du willst.“

Still ging Lucie hinaus und nahm mit Hilfe der Aufwärterin die häusliche Arbeit auf.

Gegen zehn Uhr früh kam Kurt heim. Er sah strahlend vergnügt aus. Aber als er von Lucie auf seinen freudvollen Gruß überhaupt keine Antwort bekam, wurde er schon ein wenig kleinlaut und drückte sich still an ihr vorbei, bis er in seinem Zimmer verschwand.

Fünf Minuten später war die Mama bei ihm und sah ihn mit Blicken an, die strafend ausschauen sollten, aus denen aber mehr mütterliche Liebe und Fürsorge als Drohung sprach.

„Kurt, warum hast du mir das getan!“ sagte sie nur.

Und er umfaßte die alte Frau sofort, herzte und küßte sie und fluchte schmeichelnd: „Bitte, bitte, liebstes Mutterchen, nicht böse werden, nein! Es soll ja auch ganz gewiß nicht mehr vorkommen! Das verspreche ich dir hiermit feierlichst! Sieh mal, ich traf den Bäckner von unserem Regiment, da haben wir denn lang und breit zusammen geplaudert. Erst hat er 'ne Flasche geschmissen und dann ich natürlich auch eine. Na, und als wir endlich ausgeschwätzt hatten, da war mein letzter Zug fort. Und um die teure Nachtdröschke nach hier heraus zu sparen, bin ich bei Bäckner geblieben und hab' auf seinem Sofa kampiert. Da hast du mein ganzes Sündenbekenntnis. Ist das nun so arg schlimm?“

Besorgt sah die Mutter ihn an. Sie zweifelte keinen Augenblick an der Wahrheit seiner Worte. Und als er sie immer von neuem umfaßte und schmeichelnd herzte, da zürnte sie ihm schon gar nicht mehr, denn eigentlich fand sie wirklich nichts so Schlimmes dabei. Nur weil sie es der Tochter versprochen hatte, redete sie nun auf ihren Liebling ein und bat ihn mit herzlich eindringlichen Worten, daß er von jetzt an so etwas nicht mehr machen dürfe und daß er nun darauf bedacht sein müsse, sich seine neue Existenz zu gründen und mit Sparsamkeit zu wirtschaften.

Und Kurt versprach alles und alles. Ja, ja, er würde gleich morgen sich umtun und ernstlich an die Zukunft denken! Er war ja schon froh, daß dies Abenteuer so glatt und still verlief.

So war die Sache für diesmal abgetan.

Nur, daß Kurt den eigentlichen Sachverhalt über seine durchzechte Nacht ganz verschwiegen hatte. Zwar war er wirklich mit einem früheren Kameraden zusammen gewesen, aber sie waren in eine sehr wißige Gesellschaft geraten. Von den Chantanten waren sie durch die Bars und Cafés gezogen, bis sie endlich eine jener versteckten Spielhöllen erreichten, die nur den Eingeweihten bekannt sind. Dort hatten sie natürlich auch mitgepielt, zuerst mit Glück, dann mit Pech. Und als der

Morgen graute, hatte Kurt dreihundert Mark verloren, die er jetzt dem guten Bäckner schuldet, denn er hatte sie für ihn ausgeliegt. — — — Das war es, was ihm nun heimliche Sorge verursachte.

Lucie hatte im Namen der Mutter an Herrn Jensen geschrieben. Zwar war es ihr nicht leicht geworden, da man aber im Augenblick keinen besseren Rat mußte, um für das Fortkommen Kurts zu sorgen, so hatte sie sich endlich doch zum Schreiben entschlossen.

Schon am nächsten Tage kam Fritz Jensen.

Lucie empfing ihn, und sie war erstaunt, wie der ehedem so unscheinbare und stille junge Mann sich zu seinem Vorteil verändert hatte: Ein stattlich gewachsener, militärisch strammer Herr, mit ebenso verbindlichen als taktvollen Umgangsformen, stand vor ihr.

Sie begrüßte ihn mit harmloser Freundlichkeit und dankte im Voraus für seine liebenswürdige Hilfsbereitschaft. An das Vergangene wurde mit keinem Worte gerührt. Auch er war taktvoll genug, jenen peinlichen Vorfall von ehemals vollständig zu ignorieren.

Dann kam die Mama und später Kurt. Eine lebhafte Unterhaltung entwickelte sich, und man ging gleich auf den Kern der Sache los.

Jensen hatte bereits mit dem Prokuristen der Firma gesprochen und man war nicht abgeneigt, Kurt aufzunehmen; er sollte sich erst mal vorstellen.

Mamachen war glücklich, auch Lucie freute sich, nur Kurt nickte leicht hin, — gewiß er könne ja mal mit dem Herrn reden.

Als sich Herr Jensen empfahl, hatte Lucie das Gefühl, daß er ein netter, anständiger und vertrauenswürdiger Mensch sei, mit dem man recht gut verkehren konnte; sicher hatte er auch seine Illusion von ehemals ganz verloren und war ein praktisch denkender Mensch geworden, der ihr nichts von ehedem mehr nachtrug.

Auch Mama war voll des Lobes über das taktvolle und diskrete Benehmen des jungen Menschen.

Nur Kurt zuckte leicht hin die Schultern, — na ja, er wäre ganz nett und sachlich, eben der Typus eines schmiegsamen Bubenjünglings, aber weshalb davon Aufhebens machen?

Lucie war empört und erregt erwiderte sie: „Du hast durchaus keinen Grund, dich auf das hohe Pferd zu setzen, mein lieber Kurt, jener junge Mann hat sich bereits eine ziemlich selbständige und einflussreiche Stellung geschaffen; das mache ihm erst mal nach, bevor du über ihn die Achsel zuckst.“

Nun wurde auch er heftig. Mit rotem Gesicht rief er: „Na, zum Ruckuck, bin ich denn an dem Bech vielleicht schuld? Wer hat mich denn in solche mißliche Lage gebracht? Ich doch nicht! Wäre der Krach nicht gekommen, trüge ich heute noch den bunten Rock und brauchte nicht mit Hinz und Kunz zu fraternisieren!“

Schlichtend trat die Mutter dazwischen.

Doch Lucie sprach ernst und ruhig weiter: „Das Unglück trifft nicht nur dich, sondern uns alle gleich hart. Das bedenke gefälligst. Mit nutzlosen Klagen ist hier aber nichts getan. Wenn du wirklich ein Mann von soldatisch strammer Erziehung bist, so wirst du nun auch im bürgerlichen Leben dir eine Position erkämpfen können, die dir ebenso viel Ehre bringt wie dein bunter Rock, das beweise jetzt.“

„Nun gut, ich werde den Posten annehmen!“ rief er laut.

„Hoffentlich bekommst du ihn“, ergänzte Lucie.

Da ging er hinaus und warf die Tür ins Schloß.

Die Mama wollte ihm nachlaufen, doch die Tochter hielt sie zurück.

„Laß ihn nur schmollen, Mutting“, sagte sie, der alten Frau die Hände zärtlich streichelnd, „so ein ernstes Wort zu hören, tut ihm ganz gut, dann wird ihm erst klar werden, daß er jetzt wirklich an Arbeit denken muß.“

Und in der Tat wirkten die schweizerischen Ermahnungen derart auf ihn ein, daß er noch am selben Tage sich in dem Wirtshause vorstellte.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Kriegszeit.

Marfchleistungen unserer Truppen im Felde. Die Schlagerfertigkeit im Felde hängt, trotz der hervorragenden Verwendung der modernsten Fortbewegungsmittel in diesem Kriege, auch heute noch wesentlich von der Marfchfähigkeit der Truppen ab. Die Erfolge unseres Vormarfches in Nordfrankreich bald nach Kriegsausbruch, die Verdrängung der ruffifchen Armeen aus Ostpreußen, aus Polen und Galizien und auch die jüngsten Operationen, wie der Marfch durch Serbien und die Bedrohung der franzöfifch-englifchen Macht auf dem Balkan, haben vollauf erwiefen, in wie hervorragender Weife unsere Truppen beweglich und marfchfähig find. Ganz befonders aber werden diese Leistungen ins hellfte Licht gerückt, wenn man fie mit den Marfchen in früheren Kriegen vergleicht. Der unbegreifbare Drang, an den Feind heranzukommen, hat — wie in einer Unterfuchung der Marfchleistungen im Kriege von Kurt Biefenitz im nächften Heft der Zeitschrift „Über Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) ausgeführt wird — feit jeher das Tempo des deutschen Kriegers gekennzeichnet. Auf diesen Drang bezog fich schon der Ausdruck des Tacitus von dem „Furor Teutonicus“, auf ihn das Wort Friedrichs des Großen von feinen lieben „Kerls“: „Sie fehen aus wie die Grasteufel, aber fie beißen auch!“ Und von ihm erzählt die Gefchichte unseres Volkes auf allen Wäldern, die wir aufschlagen. Moltke ist als derjenige anzusprechen, in dessen Hand unser Heer zu einem fo beweglichen Werkzeug in der Hand des Führers wurde. Er war es, der die Schaffung einer „wahrhaft leichten Infanterie“ unternahm, wobei er feine ganze Aufmerksamkeit auf die Marfchverteilung und Steigerung der Marfchfähigkeit zu richten wußte. Die Frage, was an Marfchleistungen den Truppen zugemutet werden dürfte, befchäftigte Moltke unabläffig. Eingehende Studien hat er zu diesem Zwecke in der Kriegsgeschichte gemacht und dabei einen Feldzug gefunden, der ihm in dieser Hinficht als Ideal vorfchwebt und den er bewundernd einen Feldzug nennt, der „ohne Schlacht und nur durch Marfche entchieden“ wurde. Es ist der Feldzug von 1809 in Bayern. In ihm betrug die Marfchleistungen der Franzosen, die die Strecke Donauwörth-Landshut-Regensburg, das heißt 170 Kilometer, in 8 Tagen zurücklegten, durchschnittlich täglich 28 Kilometer, eine für die damalige Zeit erftaunliche Leistung. Die Ergebnisse der Moltkefchen Maßnahmen zur Erhöhung der Marfchleistungen der Truppen zeigten fich bereits 1866, befonders deutlich aber im Krieg 1870/71. Über den Krieg 1870/71 liegt ein authentischer Bericht vor über eine erftaunliche Märfchleistung. Teile des 9. Armeekorps legten in den Kämpfen an der Voire am 16. und 17. Dezember unter denkbar ungünstigsten Bedingungen bei aufgeweichten, fchlechten Wegen, in der Dunkelheit und unter ftändiger Behinderung durch entgegenkommende Transporte, in einer Zeit von 33 bis 86 Stunden 75 bis 85 Kilometer zurück. Heute gehören Marfche von 60 bis 65 Kilometer mit feldmarfchmäßigem Gepäc innerhalb 24 Stunden zu dem, was bei der Ausbildung unseres Erfafes als unbedingt erforderlich gilt. Selbstverständlich find dabei Ruhepausen von insgefamt etwa 6 Stunden mit eingeschlossen. Bei unserem Vormarfch auf Paris zu Anfang des Kriegs war der längste Marfch ein folcher von 21 Stunden ohne Unterbrechung. Rechnet man dabei, wie üblich, die Stunde 4½ Kilometer, fo bedeutet das eine Marfchleistung von über 94 Kilometer. Nicht weniger großartig waren die Leistungen unserer Truppen im Osten, wobei befonders die unglaublichen Wegeverhältnisse in Betracht gezogen werden müssen.

Der verfolgte Romain Rolland. Einer der wenigen Franzosen, vielleicht der einzige, der es wagte, fich dem blinden Chauvinismus in Frankreich zu widersehen und allen Gefahren zum Troß fein klares Urteil zu behalten, ist Romain Rolland, der größte moderne Romanschriftsteller franzöfifcher Sprache. Rolland, dessen vor dem Kriege auch in deutscher Überfetzung erschienener Beethoven-Roman bei uns berechtigtes Aufsehen erregte, hielt auch nach Kriegsausbruch die Fahne der Kultur und der ungetrübten Arbeitskraft hoch, was ihm damals im Handumdrehen fo viele Feinde machte, daß er fich in die Schweiz begeben mußte, deren

Grenzen er im ganzen Kriege nicht mehr überschritt. Als der einzige franzöfifche Schriftsteller, der in seinen Werken deutsche Kulturwerte würdigte, verstand und versteht Rolland das Deutfchum besser als die Gesamtheit seiner Landsleute. Und dieses Verftehen, gepaart mit der Aufrichtigkeit des Charakters, war für Frankreich Grund genug, seinen gegenwärtig größten Dichter durch Angriffe billiger Art aus dem Lande zu treiben. Seitdem hat das Verhältnis zwischen Romain Rolland und den Alliierten fich immer mehr verschärft. Selbst seine einst größten Bewunderer in Frankreich und England lehrten fich in seine Feinde um, als er aus der Schweiz den Satz in die Welt sandte: „Die größten westlichen Nationen, die die Zivilisation behüten sollten, zerfleifchen einander, und fie rufen Mosaken, Japaner, Senegalefen, Sudanefen, Eingalefen, Marokkaner, Ägypter, Sikhs und Sepoys zur Unterstützung an — Barbaren von allen Himmelsrichtungen der Erde, Körper und Seelen in allen Farben.“ Nichts ist bezeichnender für die wahre Geistesverfassung der intellektuellen Kreife in Frankreich und Großbritannien wie die gegen Rolland gerichtete, ununterbrochene Heße. Fast in jeder Woche bringt ein Parifer oder Londoner Blatt einen mehr oder weniger derben Angriffsartikel gegen Rolland, dem keine Gelegenheit zur Erwiderung gegeben wird. Nun hat das neue Buch Rollands, das fich „Über den Schlachten“ betitelt und fich gegen die Auswüchse des Krieges und für einen vernünftigen, ehrlichen Frieden ausspricht, auch den Engländer G. G. Wells in die Reihen der Angreifer treiben lassen. In einem im „Daily Chronicle“ veröffentlichten offenen Brief wendet Wells fich in einer Weise gegen seinen einstigen Freund Rolland, die uns einen tiefen Einblick in die kriegerische Befessenheit selbst der einst kühlfsten und fachlichsten Köpfe im Bereich der Alliierten gewährt. „Sie wollen“, schreibt Wells an Rolland, „meiner fei als wir alle, die wir in England und Frankreich in der Durchführung des Krieges aufgehen. Wiffen Sie nicht, was Ihre systematische Beeinflussung der Alliierten zur Hoffnungslosigkeit bedeutet? Wollen Sie die Ruffen wirklich mit dem Namen Mosaken gerecht bezeichnet haben, find für Sie wirklich die Japaner nicht gleichwertig, die Völker Indiens und Afrikas größere Barbaren als die Bürger Deutschlands? Welches Ziel verfolgen Sie mit Ihrem Gekammer? Was vollbringen Sie anderes als pathetische, leere Außerlichkeiten? Haben Sie ein Recht zu folch überheblicher Haltung? Ihre Haltung ist nichts weiter als eine unangenehme und ärgerliche Selbstverherrlichung, eine fchädliche Hilfslosigkeit!“ Dies find die Worte, mit denen einer der größten englischen Schriftsteller den größten franzöfifchen Dichter begrüßt. Ist das die geistige Einigkeit im Lager des Vierverbandes?

Londoner Omnibus - Ästhetik. Die Einstellung von Schaffnerinnen in den Dienst der Londoner Motor-Omnibus-Gesellschaft wird in England als eine wahre Sensation betrachtet. Man ist gerührt darüber, daß eine Frau auf der Plattform des Omnibuses steht und Willetts verkauft, und da die Nährung über weibliche Arbeit die neueste Londoner Mode ist, ergeht man fich in den merkwürdigsten Betrachtungen über das vorbildliche Heldentum der Schaffnerinnen. Seit Wochen vergeht kaum ein Tag, an dem nicht wenigstens ein Londoner Blatt etwas Neues über die Ausbildung, die Pflichten und die Vorzüge der Schaffnerinnen zu berichten weiß. Man ergeht fich in langen Spalten über den Unterricht der Mädchen in der Schaffnerkunst. Bevor der praktische Kursus beginnt, versammeln fich die Schaffnerinnen in den Schulräumen, um 25 Vorlesungen anzuhören. Sie werden darin unterwiefen, wie die einzelnen Fahrgäste zu behandeln find, wie man einen Betrunknen abweist, wie man Streitigkeiten schlichtet und schlechtes Benehmen unterfagt. Ein befonderes Kapitel bilden die Regeln über das Verhalten der Omnibus-Schaffnerin bei Zeppelinsangriffen. Das erste und letzte der für die Schaffnerinnen geprägten Gebote lautet: „Ruhig bleiben und lächeln!“ Besonders die „Daily Mail“ findet nicht genug Worte, um das Preislied der Schaffnerin zu fingen. Neuerdings entdeckte das Blatt sogar, daß die Ästhetik der Stadt London durch die Einstellung der Schaffnerinnen bedeutend gewinnen müsse. Wird nicht eine Strafe verschönt und durch einen neuen Reiz geschmückt, wenn auf den sie durchfahrenden Omnibussen hübsche uniformierte Frauen stehen, die fchweigen und lächeln? Und werden nicht die Führer den Schaffnerinnen zu Ehren von nun ab ihr Äußeres pflegen, ihren Anzug kürzen, ihre Stimme dämpfen, ja fogarreden veredelt werden? Fängt nicht ein neues Zeitalter der Schönheit an?

Schach

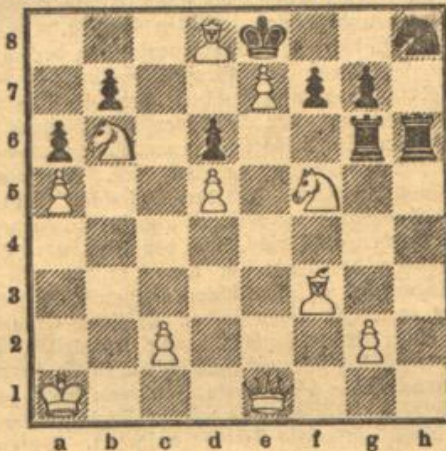
Alle die Schachbeilage betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden. Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße. Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 2. April 1916.

Aufgaben.

439. Freiherr W. v. Holzhausen.



Matt in 3 Zügen.

440. Verfasser unbekannt.

Weiß: Kb4, Da6, Sc6, Bc5, d2, e6, f5. (7 Stück.)
Schwarz: Kd5, Sb2, Bc7, d3, e4. (5 Stück.)
Matt in 2 Zügen.

Partie 160. (Vierspringerspiel.)

Gespielt bei einem Simultanspiel in Kiel im August 1908.

Weiß: Moll†. Schwarz: Dr. Corves.

- | | | | |
|----------------------------|----------------------|--------------------------|----------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e5 | 8. d2×c3 | Lb4—e7 |
| 2. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 9. e5×f6 | Le7×f6 |
| 3. Sbl—c3 | Sg8—f6 | 10. Tf1—e1† | Lf6—e7 ²⁾ |
| 4. Lf1—b5 | Lf8—b4 | 11. Lcl—g5 (1) | f7—f6 |
| 5. 0—0 | Sc6—d4 ¹⁾ | 12. Lg5×f6 (1) | g7×f6 |
| 6. Sf3×d4 | e5×d4 | 13. Dd1—b5† | Ke8—f8 |
| 7. e4—e5 (1) ²⁾ | d4×c3 | 14. Lb5—c4 ⁴⁾ | |

Schwarz gibt die Partie auf.

¹⁾ Dieser Zug wurde in früheren Zeiten öfters gespielt, gebräuchlicher ist aber jetzt die Fortsetzung: 5. . . . 0—0 d2—d3, d7—d6 7. Lg5. Die nun vorliegende Stellung ist für Schwarz nicht leicht zu behandeln. — ²⁾ Am besten, denn Weiß erhält jetzt einen guten Angriff, da der Gegner noch nicht rohiert hat. — ³⁾ Wie die Folge zeigt, mußte Schwarz hier mit 10. . . . Kf8 auf die Rochade verzichten. Er hatte aber auch dann kein leichtes Spiel. — ⁴⁾ Auf 14. . . . De8 folgt 15. Dh6 matt. Auch 14. . . . d5 nüt t nichts, denn es folgt: 15. L×d5, Kg7 16. Df7†, Kb6 17. T×e7 etc. Man erkennt aus dieser kurzen Partie, welche Tücken für den Nachziehenden das Vierspringerspiel in sich birgt.

Auflösungen.

Nr. 435 (3 Züge). 1. Tg8, La7 2. Dg7; 1. . . ., Le5, e7, a5 2. Dg6; 1. . . ., b3, h4 2. Dg6; 1. . . ., Ld4 2. Dh4+; 1. . . ., Ld8 2. D×d8; 1. . . ., a2 2. Db2+.

Nr. 436 (4 Züge). 1. Ta8, ♞ 2. Tg8, ♞ 3. Tg8×B. Die Aufgabe ist ziemlich schwach.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. K., Dr. M., F. C., R. St., Wdw. und A. Dl. in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Tauschrätsel.

Rost, Mitte, Hase, Hohn, Mund, Hans, Lehm, Hemd, Brei, Birne, Acker.

Von jedem Wort ist durch Umtausch eines Buchstaben an beliebiger Stelle ein neues Hauptwort zu bilden, jedoch derart, daß die neu eingefügten Buchstaben im Zusammenhang eine wichtige militärische Einrichtung benennen.

Gleichklang.

Klein werden wir es bald die tapfere Schar,
Die von der Feinde Uebermacht umschlossen.
Doch groß wird es getragen immerdar
In Feindesreih'n von unsern Riesengeschossen.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 145.

Bilderrätsel: Lästige Pflichten. — Abstrichrätsel: Generalstabsberichte. — Aus dem Felde: Front, Frost. — Dreißigerrätsel: Helferich. — Geheimschrift: Graf zu Dohna-Schlodien.

Für die Kinder.

Die Auflösung der „Knacknuß“ in der letzten Nummer der „Illustrierten Kinder-Zeitung des Wiesbadener Tagblatts“ ist folgende: Fritz fand die Lösung, indem er überlegte: Wenn ich von der Quadratwurzel 18 abziehe, bleibt nichts übrig, folglich ist 18 die Quadratwurzel der Summe, die man erhält, wenn man die bestimmte und um 19 vergrößerte Zahl mit 3 multipliziert. $18 \times 18 = 324 : 3 = 108 - 19 = 89$. Die bestimmte Zahl ist sonach 89. Ziemlich viele Löser haben unter der Quadratwurzel $\frac{1}{4}$ des Produktes verstanden, während eine Quadratwurzel diejenige Zahl ist, die mit sich selbst multipliziert das betreffende Produkt ergibt. Richtige Lösungen sandten ein: Hermann Bock, Walter Baecker, Willy Breuer, Walter Braun, Karl Bleichenbach, Marie Besier, Erich Bort, Wilhelm Beckhaus, Ernst Blankenbach, P. Bockin, Richard Binter, Franz Christ, Karl Dönges, Hans Dreyer, Wilhelm Duensing, Artur Elbert, Ruth Eissengarten, Gerda Gelhard, Willi Frantzen, Hugo Hirschmann, Willy Heep, Karl Heß, Carlo Heidecker, Heinz Harm, Karl Hahndorf, Robert Hoffmann, Paul Hardt, K. Hasenstein, Karl Horz, Richard Jokisch, Adam, Ernst und Heini Kraft, Otto Klug, Erich Klug, Johanna Kreutzer, Hannah-Rose Kayser, Max Kamenetzky, Emma und Karl Kopp, Emilie Löber, Wolfgang Link, Heini Mai, Anton Merz, A. Marx jun., Adam Mann, Heinrich Meinecke, Heinrich Müller, Karl Müller, N. N., Walter Preisker, Hugo und Elly Pocher, Georg Peters, Arthur Röhrig, Richard Rosa, Willi Rau, Helene Ratner, Theo Ratner, Fritz Reinech, Ernst Schuster, Willi Schaub und Magda Schneider, Friedrich Steinhäuser, Hilda Schäfer, Tini Schalenberg, P. Schreber, Karl Saufaus, Erich und Richard Seyb, Herbert Seligmann, Lisbeth Schmitz, Karola Sauer, Paul und Tilly Schlemmer, Heinrich Tepper, Martha Thüsing, Fritz Vorsanger, Helma Westenberger, W. Wolf, L. M. Willi Wölfert, Otto Wenke, Herbert und Paula Weygandt, Elly Wassern, Heinrich Wels, (Aufdruck des Umschlages, auf der Lösung kein Name!), Irmgard Zamzow und Selda und Frieda Zeitlin in Wiesbaden, sowie Emma Neumann in Soanenberg, Frieda Helfrich in Schierstein a. Rh., W. Deichsel in Bierstadt, Katha, Dernbach, Hilda Michaelis und Karl Rupp in Bleibich a. Rh., Adele Neus in Rüdeshelm a. Rh., Ludwig Schaefer in Mainz und Robert Gotzel in Elbingerode im Harz.

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



Nr. 7.

16. Jahrgang 1916.

Gottlob Meisebachs Liebe.

Von Marcello Rogge.

(Nachdruck verboten.)

Gottlob — er lebt“, flüsterte kaum hörbar Frau Anna Meisebach, als man ihr den winzigen Weltbürger, dem sie vor einigen Stunden das Leben geschenkt hatte, an ihr Schmerzenslager brachte, und sie mit ihren, ach so mageren Händen versuchte, liebevoll über sein runzeliges Köpfchen zu streichen. „Gottlob“, hauchte sie bald darauf noch einmal, reckte ihren armseligen, ausgemergelten Körper und hatte — ausgelitten.

Der alte Pfarrer, den man vorsorglich schon herbeigeholt hatte, konnte noch deutlich den leisen Ruf vernehmen. Sanft drückte er Frau Meisebach die Augen zu, notierte sich dann draußen auf dem stets halbdunklen Treppenspur geheimnisvoll ein winziges Wörtlein und taufte am nächsten Sonntag, einen Tag nachdem sein Segen die Mutter dem Gottesacker übergeben hatte, den jüngsten Sohn des Schlächtermeisters Meisebach auf den Namen „Gottlob“, wie es wohl die Gote gewünscht haben mochte.

Als Gottlob fünfzehn Jahre später von dem Nachfolger dieses wackeren Gottesmannes eingesegnet worden war, stand Vater Meisebach, der, angesehen und im ganzen Städtchen beliebt, noch immer an der Schlachtbank und der Wurstmaschine waltete, vor der einigermaßen schwierigen Frage, was Gottlob nun werden sollte. Sein Jüngster war nämlich so ein „ganz besonderer“ Junge. Gar nicht wie die fünf vor ihm von Frau Meisebach in das irdische Leben gesetzten Knaben, kraftstrotzend und vierkantig, wie es den Söhnen eines Schlächtermeisters eigentlich zukam. Gottlob besaß einen fast zarten, sehr schlanken Körper, jedoch ohne schwächlich genannt zu werden. Aus seinem selbstsam feingeschnittenen Gesicht schauten zwei tiefblaue Augen kindlich und träumerisch in die kleine, engumgrenzte Welt, die das weltentlegene Städtchen mit seinen schmalen Gassen und schmutzigen Häusern für ihn eigens aufgebaut zu haben schien. Was diese klaren Augen mit gläubigen Blicken sahen, verklärte sich wunderbar in seiner empfindsamen jungen Seele. Die giebelreichen Dächer, auf die das letzte Leuchten der Sonne fiel, daß sie goldig aufzuflammen schienen, waren für ihn wirklich von purem Golde. Die uralte Orgel in der nüchternen Backsteinkirche ließ einen köstlichen Regen himmlisch-reiner Melodien auf Gottlob herniederströmen, wenn er Sonntags mit pochendem Herzen neben seinem behäbigen Vater im wurmstichigen, düsteren Kirchengestühl saß. Daß droben einige Stimmen fehlten, und hin und wieder ein unheimliches Rasseln und Schnarren die fromme Musik unterbrach, weil das Instrument schon seit Jahren an zu kurzem Atem litt, oder auch der halbtote Kister, der zugleich das Amt eines Organisten ver-

waltete, die müden Greisenhände zuweilen von den Tasten fallen ließ, merkte Gottlob in seiner weltentrückten Andacht nicht. Er glaubte die Engel selbst singen zu hören, die dort oben über dem Altar in halbverblassten Farben prangten, und voll Scheu sah er zu dem Christusbild auf, das für ihn eine wunderbare Offenbarung zu sein schien, in Wirklichkeit jedoch nur eine höchst minderwertige Kopie irgendeines antiken Holländers war.

Oft wurde Gottlob beim Spiel von den rauschhaften, derben Brüdern, die zum Teil dem Vater schon kräftig helfen mußten, verlacht, und von Schulkameraden, mit denen er nicht toben wollte, herumgestoßen und geneckt, bis eines Abends am Stammtisch im Gasthaus „Zum weißen Roß“ der Herr Pfarrer laut und allen vernehmlich erklärte: „Der Gottlob, der Meisebachs Jüngster ist, wird sicher noch einmal ein ganz großer Mann!“

Der Herr Pfarrer hatte nämlich an jenem Tage im Gesangbuch Gottlobs einige Zettel gefunden, die fein säuberlich mit Versen beschrieben waren. In strengem Verhör gestand der Junge schüchtern, die Reime selbst erfunden zu haben. Da einige religiösen Inhalts waren, von dem schönen Orgelspiel und dem lieben Christusbild, und einer sogar von der letzten Sonntagspredigt handelte, die der Herr Pfarrer gehalten hatte, fühlte sich dieser doch ein wenig geschmeichelt, gab dem Knaben hin und wieder gute Bücher und verfehlte nicht, noch öfter zu wiederholen, daß er von der Zukunft unseres Gottlob lob überzeugt sei.

Schlächtermeister Meisebach geriet erst in arge Verlegenheit bei diesen Lobreden. Er hatte sich um Gottlob nie so recht gekümmert. Ihm waren die strammen Jungens, die ordentlich mit anfaßten, im Grunde viel lieber gewesen. Als aber von verschiedenen Seiten immer wieder nach Gottlob, dem „jungen Dichter“ gefragt wurde, und gar einmal die Frau Bürgermeister, die seine beste Kundin war, ihm zu seinem Jüngsten Glück gewünscht hatte, stand es auch bei ihm fest, daß Gottlob zu etwas Höherem geboren sein müsse, und eines Abends schrieb er alles dies seinem Bruder in der Residenz, mit der Bitte, Gottlob aufzunehmen und ihn dort etwas lernen zu lassen, das der Begabung des Knaben entspräche.

Der alte Meisebach wischte sich den Schweiß von der Stirn, als er das wichtige Schreiben beendet hatte, seufzte noch einige Male tief, schüttelte über sich selbst verwundert den Kopf und trug den inhaltsreichen Brief eigenhändig zum Postkasten.

Drei Tage später traf schon die Antwort ein. Gottlob sei willkommen. Zum Dichten wäre in der Residenz aber leider keine Stelle frei. Man brauche jedoch gerade einen Laufjungen in seinem Hause. Da könne er viel sehen und was Gescheidtes lernen. „Dein Bruder Charles

Meisebach, Oberkellner im Grand-Hotel „Zu den vier Jahreszeiten“.

Nach abermals einer Woche fand sich Gottlieb als „Boy“ im Grand-Hotel wieder. Schwer, recht schwer war ihm der Abschied von dem kleinen Städtchen ja geworden, aber wie glühten seine Wangen und wie weiteten sich seine Augen, als er nun die gewaltige Großstadt schaute, als er mitten in dem nimmer rastenden Getriebe der prächtigen Straßen stand und die riesenhohen Häuser bestaunte, deren größten eines jetzt sein Aufenthalt geworden war. Draußen benahmen ihm hundert Klänge die Sinne, hundert Lichter blendeten seine Augen.

In der weiten, prunkenden Hotelhalle, deren Wände aus kostbaren, schimmernden Hölzern, und deren schlank Säulen aus feingeädertem Marmor waren, hatte man ihm, der nun auch eine schmutze, mit goldenen Knöpfen besetzte Livree trug, einen Platz angewiesen. Wohin sollte er nur zuerst schauen? Er glaubte, in ein Märchenschloß versetzt zu sein, wie es sich seine glühendste Phantasie nicht hatte ausmalen können. Er traute sich kaum zu rühren. Auf dem blanken Parkettboden lagen schwere, tieftrote Teppiche, die jeden Schritt dämpften. Hundert Lichter flammten in blühenden Kristallkristallen von der hochgewölbten Decke und schlängten sich, in prächtige Gehänge geordnet, von Säule zu Säule, um goldenes Licht aber hundertfach an den Wänden aus blinkenden Spiegeln wiederzustrahlen.

Wenn eine hohe Glastür im Hintergrund dieses prächtigen Raumes lautlos geöffnet wurde, tönten für einige Augenblicke wunderbare Musikklänge zu Gottlob herüber — viel, viel wunderbarer noch als die Melodien der alten Orgel in der Backsteinkirche zu Hause. Von draußen hörte man zuweilen das Getöse des nimmerruhenden Straßenlärms. Hupentöne brummen und schrille Glocken gellten dazwischen. Auto auf Auto fuhr vor dem Hotelportal vor, und unaufhörlich drehte sich die seltsame Flügeltür, wenn Gäste die Halle von dort betraten. Herren in kostbaren Pelzen, und Damen mit federge schmückten Hüten und schillernden Gewändern schritten lachend und plaudernd über die roten Teppiche, wie Wesen einer anderen Welt, majestätisch an ihm vorüber.

Am ersten Abend hatte er auch seinen Onkel kennen gelernt, und gleich bei dieser ersten Begegnung stand es bei Gottlob fest, daß dieser ein überaus vornehmer Mann sein müsse. Wie hochgewachsen und schlank er war, das scharfgeschnittene Gesicht glattrasiert, und seine Sprache klang so gewählt und weichtönend, noch viel tönender wie die des ehrwürdigen Herrn Pfarrers daheim. Er trug eine schwergoldene Uhrkette und erschien überhaupt in dem ernstesten, schwarzen Anzug aus feinstem Stoff, mit der blendendweißen Hemdenbrust so ehrfurchtgebietend, daß Gottlob sich gar nicht recht getraute, „Onkel“ zu ihm zu sagen.

Die andern Boys, Gottlobs Kollegen, benahmen sich zwar gar nicht so ehrerbietig gegen den Onkel, ja, als Monsieur Charles nur den Rücken gekehrt und sich in der ihm eigenen Grandezza entfernt hatte, rissen sie allerlei Wiße über ihn und erwiderten auf Gottlobs erstaunte Frage lachend: „Ach, der Einfaltspinsel hat uns doch gar nichts zu befehlen. Was ist er denn großes? — Oberkellner, weiter nichts. Halte dich man lieber an den Herrn Portier dort in der prächtig betretenen Livree, der hat hier doch noch etwas zu sagen.“

Nach einigen Tagen mußte Gottlob nun auch schon kleine Dienste verrichten, wie Briefe zum Postkasten tragen und andere Gänge besorgen. Am Abend dieses Tages konnte er auch in sein geliebtes Tagebuch ein besonderes Erlebnis schreiben: „Heute bin ich zum ersten Male in einem Fahrstuhl gefahren. Es war herrlich! — Mir schien es, als ob ich nun in den Himmel fliegen würde.“

Als er die dritte Woche im Hotel war, wurde sein Kollege, der lange Müller, den er nie recht wegen seiner

frechen Reden leiden konnte, plötzlich krank, und nun mußte er ihn vertreten. Seines Amtes war es jetzt, unter dem großen Glasdach vor dem hohen Portal des Hotels zu stehen und den vorfahrenden Wagen und Automobilen den Schlag zu öffnen. Auch mußte er den Gästen beim Aussteigen behilflich sein und auf Wunsch Wagen heranzufahren. Gottlob hatte sich zuerst ein wenig geniert gefühlt, in seiner Livree, die er respektvoll von seinen Kameraden hatte „Affenzug“ benennen hören, auf der Straße zu stehen. Doch bald hatte er sich daran gewöhnt und tat, mit offenen Augen alles um sich her beobachtend, wie immer seine Schuldigkeit.

Wieder fuhr ein elegantes, elfenbeinweiß lackiertes Auto vor das Portal. Ein reichbetrefter Diener, der neben dem Chauffeur saß, sprang herunter. Gottlob war flinker und hatte schon den Wagenschlag aufgerissen, wobei er, wie ihm geheißsen, das Köppchen vom blonden Lockenkopf zog. Ein ganz in mattrosa Seide gekleidetes, bildhübsches Mädchen, das etwa in seinem Alter stehen mußte, entstieg leichtfüßig der Limousine. Instinktiv versuchte Gottlob, dem holden Wesen behilflich zu sein. Doch schon war die Kleine unten und dankte ihm fröhlich lächelnd. Bei diesem Lächeln auf dem Mädchenantlitze stand Gottlob wie erstarrt und vergaß für Sekunden seine Umgebung. Kaum sah er noch eine ältere Dame, die nun auch das Auto verließ, und er erwachte erst wie aus einem wundersamen Traum, als der Kraftwagen schon längst davongefahren und die Damen hinter der surrenden Drehtür verschwunden waren.

Gottlob ging, als lebe er in einer andern Welt, an diesem Tage mit seltsam verträumten Augen umher. Als er abgelöst wurde, schlich er sich, wie schon so oft, in jene Ecke der Halle, wo der Zeitungsverkäufer seinen vielbegehrten Stand hatte. Der Händler mochte den aufgeweckten Knaben mit den wissbegierigen Augen wohl leiden, und hatte sich seiner schon hin und wieder freundlich angenommen. Der „Gummiball“, wie ihn die losen Jungen nannten, weil er kugelförmig von Figur war und ein so gemütliches Vollmondgesicht besaß, drohte scherzhaft mit seiner weich ausgepolsterten Hand, als ihm Gottlob nach langem schüchternen Stottern von seiner Begegnung erzählte.

Wer das schöne Mädchen war, wußte der „Gummiball“ natürlich auch. Der Kammerdiener der Herrschaften hatte ja bereits am Morgen schon einige Zeitungen bei ihm gekauft und dabei verlauten lassen, daß er in Diensten J. H. der Frau Fürstinwitwe von Schönau stehe, die mit ihrer einzigen, fünfzehnjährigen Tochter, der Prinzessin Alice, hier im Grand-Hotel abgestiegen sei.

„Alice hieß sie“, ging es Gottlob durch den Kopf, und er hörte kaum noch hin, was der Gummiball, der gern ein wenig philosophierte, über das Verliebtsein im allgemeinen und die unglückliche Liebe im besonderen dozierte.

Am andern Morgen kam das Prinzesschen, nach dem Gottlob sich fast schon die Augen ausgeschaut hatte, plötzlich mit dem Fahrstuhl heruntergefallen. Ganz allerliebst sah die Kleine aus. Ein Spitzhütchen saß ihr auf dem lockig blonden Haar, und ein hellblaues Kleid umschloß weich ihre noch kindlich zarte Gestalt. Ihre großen, klaren Augen lachten und funkelten, während sie sich mit der hageren, steifen Dame, die meist bei ihr war und die Gottlob gar nicht recht leiden mochte, in einer fremden Sprache unterhielt. Sie trug einen Brief in der Hand und schaute sich nach Gottlob um. Zum ersten Male hörte er ihre helle Stimme. „Boy, bitte tragen Sie den Brief in den Kasten!“ rief sie ihm laut und ohne jede Ziererei zu. Gottlob stürzte vor. Sie reichte ihm das zierliche Kuvert. Einen Augenblick berührte er unwillkürlich die Spitzen ihrer kleinen Finger — es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag, daß er fast aufgeschrien hätte.

Als er atemlos zurückkehrte, nickte sie ihm noch dankend zum Fenster des Autos heraus zu, gleich darauf

ruckte der Wagen an, ratterte davon und war bald um die Ecke verschwunden.

Jeden Tag sah Gottlob zu seiner Freude nun die „blonde Prinzessin“. So wurde Alice in der Hofgesellschaft und von der Dienerschaft genannt, wie ihm der Gummiball erzählt hatte. Dieser Taufensassa wußte ihm auch geheimnisvoll mitzuteilen, daß der alte Herzog, wie man munkelte, sie zur späteren Gemahlin für den Thronfolger bestimmt habe, und noch vieles anderes wußte er zu erzählen, das Gottlob meist wenig interessierte, da er selbst in seinem kleinen Dichterkopf schon viel schönere und merkwürdigere Geschichten entworfen hatte, in denen natürlich die „blonde Prinzessin“ stets die Hauptrolle zu spielen pflegte, und daneben meist ein schlanker Page, der ihr die Schleppe tragen darf, ihr die zarten, beringten Händchen küßt, und zu dem sie seltsamerweise immer „mein lieber Gottlob“ sagt. Auch standen nun wieder Verse im alten Tagebuch. Nicht mehr vom verbläuten Christusbild oder den Worten des hochwürdigen Herrn Pfarrers, sondern von Rosenlauben und Kliederbüschen handelten sie, wo im Mondenschein zierliche Prinzesschen spazieren gingen und blonde Pagen küssen.

Hatte er ein solches Gedichtlein atemlos niedergeschrieben, dann las er es mit glühenden Wangen schon noch einmal durch, klappte dann das Buch mit den lyrischen Ergüssen heftig zu und begann meist bitterlich zu schluchzen.

So gingen wieder zwei Wochen ins Land. Doppelt heiter tat Gottlob seine Arbeit, weil er oftmals Gelegenheit hatte, Alice zu sehen oder ihr gar einen kleinen Dienst zu erweisen. Kein anderer durfte ihn da vertreten. Die Kollegen lachten zwar, ließen ihm aber gutmütig den Vorrang.

Eines Abends zeigte ihm der Gummiball eine Zeitung, in der die baldige Abreise der Fürstinwitwe von Schönau und ihrer Tochter angekündigt war. Gottlobs Herz stand vor Schreck fast still. In dieser Nacht wollte kein milder Schlaf über seine Augen sich senken.

Mit bleichem Antlitz stand er am andern Morgen wieder unter dem Glasdach am Portal und versah nur mechanisch seinen Dienst. Wie er nun erfahren hatte, war die Abreise der fürstlichen Herrschaften um zehn Uhr festgesetzt. Schon hatten sich verschiedene Persönlichkeiten der Hofgesellschaft zur Verabschiedung eingefunden. Pünktlich um die angesagte Zeit kamen die Damen in die Halle herunter. Gottlob konnte sie durch die Glastür in eifrigem Gespräch mit Herrschaften des Gefolges sehen. Alice aber vermochte er in dem großen Kreis kaum zu erkennen, wenn er auch gern noch einen Blick von ihr erhascht hätte.

Doch plötzlich ging die Drehtür, und das Prinzesschen, einen großen Rosenstrauß in der Hand, das Gesichtchen ganz von einem Autoschleier umhüllt, trat allein heraus. „Ist denn das Auto noch nicht da?“ rief sie fragend mit ihrer lieben, hellen Stimme zu Gottlob herüber. Dieser riß ganz verwirrt das Köppchen herunter und schüttelte, ohne ein Wort hervorbringen zu können, den Kopf.

Alice trat an die Bordschwelle heran. Die Sonne blendete sie wohl, als sie nach dem Wagen Ausschau halten wollte, denn Gottlob sah nur noch zu seinem Schrecken, daß in diesem Augenblick der Kraftwagen um die Straßenecke gefaßt kam. Der Chauffeur hatte sich verspätet und hoffte nun, durch übermäßige Geschwindigkeit die Zeit wieder einzuholen. Mit gewaltigem Schwung schoß das Auto vor das Portal. Er riß mit plötzlichem Ruck die Bremse, das schwere Gefährt kam ins Gleiten und sprang in wichtigem Satz mit den Vorderrollern auf den Bürgersteig. Die Hofgesellschaft, die mit der Fürstin soeben unter das Portal getreten war, wurde noch Zeuge eines sich plötzlich abspielenden, atemberaubenden Vorganges. Die blonde Prinzessin stand unmittelbar in der Richtung des heranbrausenden Auto-

ungeheuers, als im letzten Augenblick ein Hotelboy hinzusprang, das Mädchen blitzschnell zurückzog, dabei selbst ins Gleiten kam und gleich darauf von dem Motor erfaßt und einige Schritte weit geschleift wurde.

Herrn des fürstlichen Gefolges und Hotelangestellte eilten herbei, während die Fürstin ihr gerettetes Kind unter Tränen an ihre Brust zog.

Monatelang lag Gottlob an einer schweren Brustquetschung danieder. In seinen Fieberphantasien sah er immer und immer wieder das blonde Prinzesschen, und als er nach und nach das Schlimmste noch einmal überwunden hatte, da stand es eines schönen Morgens leibhaftig vor seinem Bett. Nicht das hagere Fräulein war diesmal in ihrer Begleitung, sondern eine würdige, alte Dame, die im Grunde noch gar nicht so alt war, denn das Schicksal hatte nur so früh die Haare der Fürstinwitwe gebleicht, dasselbe Schicksal, das ihr fast nun auch ihren Sonnenschein, ihr einziges Kind entrißen hätte. Die hohe Frau beschenkte den tapferen Jungen mit einer prächtigen goldenen Uhr, die sich Gottlob schon immer heiß gewünscht hatte, und auf dem Deckel der Uhr war unter der Fürstkrone das Monogramm seiner kleinen Prinzessin zu schauen.

Er aber sah nur ihr liebes, feines Gesichtchen, und zum ersten Male nach Wochen färbte seine eingefallenen Wangen ein Hauch zarter Röte, als Alice ihm freundlich die kleine Hand hinstreckte. Mühsam richtete er sich auf, und halb sehen, halb beseligt führte er, wie er es einst so oft sich erträumt hatte, ihr Händchen an seine blassen Lippen. Und als dann das schöne Bild, wie eine wunderbare Erscheinung, wieder zerflossen war, als das Prinzesschen von der Mutter sacht hinausgeleitet und die Tür hinter ihnen in das Schloß gefallen war, da sank Gottlob mit einem wehen Aufschrei in die Kissen zurück. Alles war wieder grau um ihn, trübe, einsam und grau, und eine furchtbare Stille lag in dem nüchternen Raum des Krankenhauses, in dem noch eben die liebe, helle Stimme des fürstlichen Kindes geklungen hatte. Nur die Uhr tickte noch unermüdlich in seiner krampfhaft darum geschlossenen Hand, wie sein armes, ruheloses Herz, das keinen Frieden finden konnte.

* * *

Drei Sommer waren dahingegangen. Gottlob hatte seine Gesundheit nicht ganz wiedererhalten. Seine Brust war schwach geblieben, und er durfte nie mehr auf seinen Posten im Grand-Hotel zurück. Von einer Heilanstalt hatte man ihn in die andere geschickt. Vater Meißbach hatte alles getan, um seinen Jungen wieder gesund zu bekommen, aber selbst die Sonne Italiens, die er mit seiner ganzen schönheitsdürstigen Seele einsog, hatte ihm keine gänzliche Genesung bringen können. Die Ärzte gaben nun immer weniger Hoffnung, und so war der sieche, junge Mensch wieder in die Residenz zurückgekehrt, wohin ihn jene traurige und doch so überaus schöne Erinnerung in seltsamem Sehnen zog.

Er fand die Stadt voller Eifer und Hast wieder. Man war beschäftigt, die langen Straßen mit Girlanden zu schmücken. Blumendurchflochtene Gewinde zogen sich von Haus zu Haus, Ehrenportalen erhoben sich über Nacht, und überall flatterten Tausende bunter Fahnen und Wimpel in der goldenen Sommer Sonne. Mit einem wehmütigen Lächeln war Gottlob, auf seinen Stuhl gestützt, durch das Gewimmel froher Menschen zwischen den festlich geschmückten Häuserreihen dahingeglichen. Aber er wollte doch sehen, wie die Landeskinder ihres Thronfolgers Hochzeit begehen würden, er wollte nur ein klein wenig davon sehen, wie sein Prinzesschen bei ihnen empfangen würde. Solange mußte sein armer, schwacher Körper sich noch aufrechterhalten.

Dieser Spaziergang war für Gottlob wohl doch zu viel gewesen, und am Vorabend der fürstlichen Hochzeit mußte man ihn in das große Krankenhaus am Ring überführen. Da lag er nun mit weitgeöffneten

Augen am andern Morgen nach schlafloser Nacht in seinem weißüberdeckten Bett. Das Zimmer ging nach der Straße hinaus, und von drunten tönte deutlich das fröhliche Lachen und lustige Treiben der zahllosen Menschen herauf, die sich schon gesammelt hatten, um den Brautzug zu sehen.

Heller Sonnenschein fällt zum Fenster herein und spielt über das Bett und die Wände herauf und hinunter. Der würdige Arzt spricht Gottlob beruhigend zu. Es ist nur ein Anfall, etwas Ruhe, unbedingte Ruhe, und alles wird wieder gut werden. — Die Schwester macht ein ernstes Gesicht und nickt schweigend, daß die weißen Rüschchen ihrer Haube zittern.

Gottlob läßt alles über sich ergehen, — er weiß ja besser, wie es um ihn steht.

Da plötzlich spannt sich sein Körper. Seine Mienen werden wieder straff, seine Augen beleben sich selbst. Er versucht sich mühsam aufzurichten.

„Schwester, helfen Sie mir,“ ächzt er fast unhörbar, „nur das noch, — hier — vom Fenster, — ich möchte den Brautzug sehen.“

Noch weigert sich die freundliche Pflegerin, doch der Kranke fleht und bittet. Sie kennt seinen Zustand auch nur zu genau, und widerspricht nicht mehr. Von ihren kräftigen Armen unterstützt, schleppt sich Gottlob zum Fenster. — Ah, wie schön! — Fahnen wehen im Winde, Girlanden und Blumen überall — Blumen und Sonne. Die Schwester muß das Fenster öffnen. Krampfhaft hält er sich an das Fensterkreuz geklammert. — Da — Musik, — immer näher und näher schon. —

Rufe, — Jubel, von Straße zu Straße pflanzt es sich fort. — Jetzt Spitzenreiter, schimmernde Kürasse blinken auf, und dahinter — dort — die Brautkutsche! — Sechs Schimmel davor mit silbernen Schabraken, und im vergoldeten Prunkwagen, neben dem Bräutigam, überfelig lächelnd — sein Prinzgehen.

Gottlob taumelt fast vor Erregung, aber er hält sich mit letzter Kraft. Seine Blicke heften sich wie verzehrend auf das zarte Antlitz der jungen, lieblichen Braut, die dort drunten, inmitten des gleißenden höfischen Prunkes, wie eine duftige, noch kaum erschlossene Rosenknospe erscheint. Noch einmal ein Lächeln, — aber sie schaut nicht herauf zu dem Fenster, von wo ein toter kranker Jüngling sich zu ihr hinunterbeugt.

Die Musik verklingt. — Der Zug rauscht vorbei. — Der Jubel der Menge verliert sich, fern noch, ganz fern tönt es herüber, dann Stille. . . .

Gottlob liegt wieder in seinem Bett. Er hat die Augen geschlossen, um jenes süße Bild, das er ganz in seine Seele aufgenommen hat, nicht — nie mehr zu verlieren.

Als die Schwester sich nach einiger Zeit sorglich über ihn beugt, hört sie keinen Atem mehr. Sie schaut ihm ins Antlitz. Lächelnd liegt der Kranke in den Kissen, und dies Lächeln hat sich längst schon für alle Ewigkeit in seine müden Züge eingegraben.

Der Arzt wand mit Mühe dem Toten eine goldene Uhr aus der festgeschlossenen Hand. Auf dem Deckel sah er ein Monogramm mit einer Fürstenkrone — aber die Uhr tickte nicht mehr. Auch sie hatte die Ruhe gefunden. . . .



Die Weide.

Eine Winterweide, die knospend im Wasser steht,
Wo die große Wallfahrtsstraße vorübergeht. . .

Pilger und Pilgerin — wer des Weges zieht,
Bricht ein paar Rätzchen vom Strauche und nimmt sie mit.

Und jeder Bildstock im Felde, weit und breit,
Hat bald sein silbernes Sträußchen — der Herr am Holze,
die Heiligen in Händen, Maria am Kneid.

Ein Stummel blieb. „Wie siehst du aus,
Perlhaarige? Kamst du aus dem Krieg nach Haus?“

Frägt der Wind, den der Abend hergebracht.
„Ich habe die Erde schön gemacht!“

— Und von den Leidensstationen, die ganze Straße entlang,
Tönte silbern dazu ein klarer Gesang.

Geo Sternberg.



Der Krieg in der Medaille.

Von Pius Alexander Wolff.

(Nachdruck verboten.)

In seinem lehrreichen Büchlein „Die Wiedererweckung der Medaille“ hat der treffliche Alfred Lichtwark die Medaille einmal als die eigentümlich volkstümliche Form, als „das Volkslied der Skulptur“ angesprochen und sich anheißig gemacht, an der Hand der Gedenkmedaillen eine Geschichte der Seelenstimmung unseres Volkes zu schreiben. War doch die Medaille nicht nur — zum letzten Male im großen Stile unter Napoleon I. — den Fürsten die eherne Chronik ihrer Taten, sondern mehr noch für das Volk die am meisten geliebte Form, in populärer Weise die Erinnerung an alle bedeutenden äußeren Ereignisse festzuhalten. Jahre der Not oder des Überflusses wurden durch Medaillen gekennzeichnet; erschien ein Komet, so verbreitete die Medaille mit seinem Bilde zugleich Mahnung und Trost. Große politische Ereignisse, wie der Tod eines volkstümlichen Helden wurden durch die Medaille registriert, und war das große Sterben vorübergegangen, so war es wiederum die Medaille, die das Glück der Erlösung aller Welt verkündete. Am stärksten hat von jeher die Medaille aber ihre Macht über das

Gemüt des Volkes in Kriegszeiten offenbart, und die zahlreichen Kriegsmedaillen bedeuten nicht nur ein überaus fesselndes Bild des Krieges in der Medaille, sondern sie spiegeln auch die jeweilige Volksstimmung in besonders charakteristischer Weise wieder, sie sind in Wahrheit — um mit Shakespeare zu reden — die „abgekürzte Chronik der Zeit.“

Die Heimat der Medaille, soweit das Wort Denkmünze bedeutet, ist Italien. Hier, wo nach langem Darniederliegen die Künste an den antiken Vorbildern sich am raschesten wieder erholten, wurden während des Mittelalters die ersten großen Medaillen angefertigt. Die ältesten uns bekannten Stücke aus dieser Zeit sind die um das Jahr 1390 auf die Eroberung von Padua hergestellten Kriegsmedaillen, welche die Köpfe des älteren und des jüngeren Franz von Carara aufweisen. Häufiger begegnen wir solchen Erinnerungsmedaillen im 15. Jahrhundert, um dessen Mitte die italienische Medaillenkunst, die damals hauptsächlich von Malern ausgeführt wurde, ihre höchste Blüte erlebte. Die Medaillen, meist von Kupfer, wurden nach einem in Wachs

oder einem ähnlichen Material hergestellten Modell gegossen und dann in der Regel mit dem Griffel leicht überarbeitet. Unter den Künstlern, die sich zu jener Zeit vornehmlich auf diesem Gebiete der Kleinkunst hervortaten, steht Vittore Pisano an erster Stelle. Die Bildnisse der verschiedenen Fürsten, die gewöhnlich die Hauptseite seiner Medaillen zieren, zeichnen sich ebenso durch große Lebenswahrheit, wie die allegorischen Darstellungen der Rückseiten durch Großzügigkeit der Komposition und seine künstlerische Ausführung aus.

In Deutschland entwickelte sich die Medaillenkunst erheblich später, so recht eigentlich erst im 16. Jahrhundert mit Beginn der Renaissance, wo sich namentlich unsere Goldschmiede ihrer mit Glück und Geschick annahmen, um bald Meister ersten Ranges auf diesem Gebiete erstehen zu sehen, wie Albrecht Dürer, Peter Vischer und Hans Schwarz. Die deutschen Medaillen der Renaissance, die in edlen wie unedlen Metallen, aber immer gleich schön und sorgfältig hergestellt wurden, fallen durch die lebenswahre und charakteristische Auffassung ihrer Bildnisse, die zierliche und sinnige Darstellung ihrer Kehrseite in bemerkenswerter Weise auf. Neben den schönen, künstlerisch oft ungemein wert- und eindrucksvollen Porträtsmedaillen, die man sich entweder gegenseitig zur Erinnerung, wie etwa heute die Photographien, oder bei festlichen Anlässen als ehrende Angebinde widmete, sind in dieser Zeit die Kriegsmedaillen besonders stark vertreten, und der Krieg findet nicht nur in allerhand Denkmünzen, sondern auch in vielen charakteristischen Geldstücken seine Denkmäler. So sind, um nur einige Einzelheiten zu erwähnen, die Schlachten von Mühlberg (1547), von Lützen (1632) und Fehrbellin (1675) durch Kriegsmedaillen verherrlicht worden, die als eherne Schlachtberichte wie als schöne Erinnerungsstücke an eine sturmbelegte Zeit in gleicher Stärke noch heute zu interessieren wissen. Ganz besonders aber haben die Städtebelagerungen in dieser Hinsicht unsere numismatischen Sammlungen bereichert, und man sieht aus diesen Erinnerungen an derartige glückliche und verunglückte Unternehmungen, welche große Rolle damals der Krieg im Empfindungsleben des ganzen Volkes spielte. Hier wird die Medaille im schönsten Sinne des Wortes zum Geschichtsdenkmal und erfüllt ihren vornehmsten Zweck, zur Befruchtung und Beeinflussung der öffentlichen Meinung zu dienen, restlos und eindruckstief. Es sei hier nur an die Medaillen auf die Belagerung Stralsunds durch Wallenstein (1628) und auf die Einnahme von Regensburg durch Bernhard von Weimar (1633) erinnert. Das Merkwürdigste in dieser Beziehung hat, wie Ferdinand Friedensburg in seinem vortrefflichen Werke „Die Münze in der Kulturgeschichte“ zu berichten weiß, der braunschweigische Herzog August (1635 bis 1666) geleistet, der gleich eine ganze Reihe Taler, sieben Stück, ungerechnet die Stempelverschiedenheiten, auf die „seit anno 1626 vergeblich gesuchte und endlich 1643 den 13. September erhaltene Evakuierung, der zuerst von den Dänen, nachmals von den Kayserlichen besetzten Festung Wolfenbüttel“ schlagen ließ.

Eine nach Art und Zahl gleich erhebliche Steigerung erfuhren die Kriegsmedaillen durch die Türkenkriege. Da zeigte sich aber allmählich bei den Schöpfern der Kriegsmedaillen das Bestreben, die Taten der siegreichen Fürsten in allzu überschwänglicher Form zu verherrlichen. Ganz besonders geschah dies bekanntlich unter dem Einflusse von Ludwig XIV., dessen ruhmrediger Eitelkeit die Kunst auch auf diesem Gebiete ein Werk von nicht zu überbietender Bedeutung verdankt. Der König ließ nämlich unter der Leitung mehrerer Akademiker und bei eigener „allerhöchster“ Beteiligung durch Künstler von Rang und Ruf, wie Manger, Coyppel und Le Clerc, eine sogenannte „histoire métallique“ seiner Regierung anfertigen, eine Reihe von nicht weniger als 400

Medaillen, welche seine Siege und Waffenerfolge verherrlichten, und die künstlerisch ebenso erfreulich wie kulturgeschichtlich tief bedauerlich anmuten.

Da lassen wir uns die Medaille und die Gedenkmünze, welche die Kämpfe Friedrichs des Großen und seiner Zeit dem Gedenken der Nachwelt überliefern, schon eher gefallen, mag auch ihre Anzahl nicht immer im rechten Verhältnis zu ihrer künstlerischen Bedeutung stehen. Bemerkenswert ist es, daß der große König, der im allgemeinen eine große Abneigung gegen alles „Conterfeien“ hatte, daher verlangen mußte, daß weder seine Bildnisse noch seine Medaillen seine Züge ähnlich wiedergäbe, sich lebhaft für die Herstellung der Gedenkmünzen interessierte, ja sich selbst an Werke beteiligte, dessen Wert er mit den Worten kritisierte: „Les médailles attestent plutôt les époques qu'elles ne sont fidèles aux essemblances.“ Kein Wunder, daß der König zahlreiche Stücke dieser Art in Auftrag gab, an den ihm vorgelegten Entwürfen änderte und gemeinsam mit seinem getreuen Maupertuis passende Inschriften dafür ausdachte, nicht wie Ludwig XIV. zur größeren Ehre seiner Person, sondern seines Staates, dessen „erster Diener“ er auch in dieser Hinsicht sein wollte. Bezeichnend für die hohe und seine Sinnesart des Königs ist die Bemerkung, die er tat, als er beim Einzug in Breslau die Kittelsche Medaille mit der knienden Silesia an seine Offiziere verteilte; er schenke, so meinte der König, ihnen „die Medaille, zu der sie selbst den Stempel gemacht hätten“. Wie reich die fridericianische Zeit an Kriegsmedaillen ist, zeigen Friedensburgs verlässliche Angaben, nach denen wir an Medaillen aus dem ersten schlesischen Krieg etwa 40 besitzen, während der zweite mit 45, der dritte sogar mit 150 verschiedenen Stücken beteiligt ist, die Friedensschlüsse allerdings miteingerechnet; der Teschner Friede des Jahres 1778 fügt noch weitere 50 hinzu. Diese Medaillen sind trotz gewisser, naturgemäß immer wiederkehrender Gedanken außerordentlich mannigfaltig und historisch sehr anregend. Daß die hohe Kunst auf ihnen meist recht stiefmütterlich bedacht ist, liegt in der Zeit begründet, die im großen und ganzen die Medaillenkunst bereits im argen Niedergange sah.

Nach dem an den meisten Stücken des 18. Jahrhunderts zu konstatierenden Verfall der Medaillenkunst berührt ihr großer Aufschwung zu Beginn des 19. Jahrhunderts, wie er sich zunächst allerdings nur in Frankreich bemerkbar läßt, um so überraschender. Das schönste Zeugnis für diese erfreuliche Tatsache bedeutet die prachtvolle Medaillenreihe, die der Direktor der Pariser Medaillennünze Denon in Verbindung mit Allier zur Verherrlichung der Heldenlaufbahn Napoleons geschaffen hat, und den gedanklichen Reichtum mit Schönheit in der Darstellung auf das glücklichste verbindet. Angeregt durch diese geschichtlich wie künstlerisch gleich interessante Folge von Denkmünzen hat später Zar Alexander dem Grafen Feodor Tolstoj den Auftrag gegeben, die Begebenheiten der Jahre 1812 und 1813 auf 65 Millimeter großen Medaillen mit seinem Bildnis als Held Rodomyss darzustellen, und damit Bilderwerke von erlesenem Geschmack ins Leben gerufen, denen wir in Deutschland durch das ganze 19. Jahrhundert kaum etwas Ähnliches an die Seite stellen können. Haben wir uns doch darauf beschränkt, die Tradition der Geschichtsmünzen bis in die letzten Jahrzehnte des verfloffenen Jahrhunderts fast ausschließlich in allerhand Talern aufrecht zu erhalten, unter denen die Reihe der schönen bayrischen Geschichtsdoppeltaler an erster Stelle zu erwähnen ist. Selbst die denkwürdigen Jahre 1866 und 1871 haben daran nicht viel geändert, mag man hier und da auch einmal einer künstlerisch wertvollen Schöpfung begegnen. Erst nach der „Wiedererweckung der Medaille“, die von Frankreich aus durch namhafte Größen, wie Chaplain, Roty, Dupuis, Gudine und Fremiot veranlaßt wurde, machte sich auch bei uns ein Aufschwung bemerkbar. Deutlich läßt sich das aus den bis jetzt erschienenen Wahrzeichen

erkennen, die das Gedächtnis an den Weltkrieg der Jahre 1914 und 1915, seine Toten und seine Helden in der Numismatik festhalten wollen. Künstler vom Range des Berliner Gaul und des Münchner Dasio wetteifern miteinander darin, die Taten und die Gefallenen dieser von gewaltigen Geschehnissen durchtobten Zeit in Metall zu verewigen und Kriegsmedaillen zu schaffen, die in mehr als einer Hinsicht die zwar gut gemeinten, aber künstlerisch meist unbedeutenden Taler-Erzeugnisse, die man nach dem 70er Kriege aufkommen sah, doch um ein Erhebliches übertreffen. Und neben den bewährten Größen des Meißels und Griffels ist diesmal auch der künstlerische Nachwuchs mit bestem Erfolge an der Arbeit. Die

jüngsten Kriegsmedaillen von Carl Ott („Die drei Kreuze, die für uns streiten“ und die „Münze der heiligen Barbara“ mit den zwei horizontalen Reihen von Geschütz- und Pferdesilhouetten), A. Lehzen („Das große Dreschen“), Achtenhagen („Deutschland über alles“), Loewenthal („Generalfeldmarschall Hindenburg“), und Carl Götz, dem namentlich mehrere Spottmedaillen ganz vorzüglich gelangen, sind dafür berechte Beweise, die gleich den schönsten Werken aus der heroischen Blütezeit der Renaissance ihren hohen Zweck ebenso wirkungsvoll wie eindruckstief erfüllen: Erinnerung an Großes festzuhalten und Großen Ehrung zu zollen aus der Zeit für die Ewigkeit.

Neues aus der Eiweißchemie.

Eine biochemische Skizze von Dr. van Croy.

(Nachdruck verboten.)

Wenn auch die Wissenschaften im heutigen Kriege nicht zum Schweigen verdammt sind, so klingt doch unter dem Donner der Geschütze ihre Stimme ein wenig leiser. Sonst hätte die Öffentlichkeit früher von einer glänzenden chemischen Synthese Kenntnis genommen, die wir mit dem bedeutenden deutschen Chemiker Prof. Emil Fischer in Berlin seit kurzem verdanken. Es handelt sich dabei um das ureigenste Arbeitsgebiet des Forschers, die Eiweißchemie. In jahrzehntelanger Arbeit ist es ihm gelungen, Licht in das dunkelste, aber wichtigste Gebiet der organischen Chemie zu bringen. Ist doch das Eiweiß diejenige Substanz, an die das Lebendige gebunden ist. Die wichtigsten Bestandteile des menschlichen und tierischen Organismus, die Zellen, bestehen zu ihrem größeren Teile aus Eiweiß. Wenn aber auch lebendige Materie ohne Eiweiß nicht möglich ist, so ist es doch selber sterblich. Die Zellen sterben ab, zerfallen und verschwinden aus dem Organismus an die Außenwelt. Dabei wird ihre empfindliche Struktur in immer feinere Bausteine gespalten, bis sie in den flüssigen Ausscheidungen als im Wasser gelöste Stoffe den Körper verlassen. Ist das Eiweißmolekül von der kompliziertesten Struktur — von der genauen Zusammensetzung wissen wir zur Zeit noch nichts; auch ist „Eiweiß“ nur ein Sammelbegriff für unzählige Stoffe der Tier- und Pflanzenwelt — so sind die Endprodukte des „Eiweißstoffwechsels“ verhältnismäßig einfache chemische Körper. Ein solches Endprodukt ist z. B. die Harnsäure, die bei der Gicht eine große Rolle spielt. An Stelle des verloren gegangenen Eiweißes braucht der Organismus Ersatz. Er findet ihn in der Nahrung. Aber das tierische oder pflanzliche Eiweiß muß erst dem Körper angepaßt werden, um als vollständiges Glied fungieren zu können. Zu diesem Zwecke wird es durch die Verdauungssäfte aufgelöst, verdaut, d. h. in einfachere Bausteine zerlegt, von denen dann die Zelle diejenigen entnimmt, die sie zum Ersatz des verlorenen Eiweißes gebraucht. Der lebendige Körper stellt also ein chemisches Laboratorium vor, in dem Analyse und Synthese der Eiweißstoffe fortwährend vor sich gehen. Es ist nun das große Verdienst Emil Fischers, trotz sich häufender Schwierigkeiten diese Analyse und Synthese, die mit allen Hilfsmitteln im Innern des Organismus vor sich geht, im chemischen Laboratorium nachgeahmt zu haben. Noch ist zwar das letzte Ziel, der Aufbau des Eiweißmoleküls, noch nicht unter Dach gebracht, aber die Stöcke des stolzen Baues ragen bereits in die Lüfte, des Nichtfestes harrend. Wer eine chemische Substanz synthetisch aufbauen will, muß natürlich auf analytischem Wege ihre genaue Struktur ermittelt haben. Man kennt jetzt die gröbere Zusammensetzung der Eiweißkörper, da man ihre Zerfallsprodukte kennt. Wenn man diese insgesamt aufeinander einwirken läßt,

muß man wieder das Endprodukt, das Eiweiß erhalten. Im allgemeinen spaltet sich das natürliche Eiweiß in die sogenannten Peptone, die dann weiter in die sogenannten Polypeptide zerfallen. Diese letzteren bestehen wieder aus einer Summe von niederen organischen Substanzen, den sogenannten Amidosäuren, deren Charakteristikum es ist, daß sie Stickstoff in Verbindung mit zwei Atomen Wasserstoff, der sogenannten Amidbindung, besitzen. Fischer hat uns gelehrt, diese Amidosäuren aus tierischen und pflanzlichen Organen durch chemische Reaktionen rein darzustellen. Weiterhin hat er die einzelnen Amidosäuren dazu benutzt, einen synthetischen Aufbau zu versuchen, indem er sie miteinander verkuppelte. Nach langen Bemühungen und Vorbereitungen ist es geglückt, ein verwickeltes Gebilde eines Polypeptides aufzubauen, das nicht weniger als 18 Amidosäuren aneinander gebunden führt, und statt des unaussprechlichen chemischen Konstitutionsnamens, der weit über 60 Silben enthalten würde, den schlichten Namen Oktakaideka (= 18) Polypeptid trägt. Von diesem Polypeptid zum Eiweißmolekül hinauf führt ein schwindliger, unbegangener Weg, den ein kühner Steiger aber eines Tages wird überwinden können. Doch bis dahin wird es noch gute Weile haben.

Wir haben betont, daß unter dem Namen nicht ein bestimmter Körper zu verstehen ist, sondern daß er einen Sammelbegriff darstellt. Jedes Eiweiß enthält die Elemente Kohlenstoff C, Wasserstoff H, Sauerstoff O und Stickstoff N in den verschiedensten Verkettungen und den verschiedensten Zahlenverhältnissen. Das Molekül ist daher sehr groß, und das Molekulargewicht sehr hoch. Außer den genannten, unbedingt für den Begriff Eiweiß notwendigen Elementen gesellen sich bisweilen noch andere Elemente hinzu, dem Eiweißmolekül eine größere Mannigfaltigkeit und Funktionsbreite zu geben. Da ist z. B. das Eisen zu nennen, das sich in der Eiweißsubstanz der roten Blutkörperchen, dem Hämoglobin befindet. Ein weiterer wichtiger Zusatz ist das Phosphor. Ihm begegnen wir in dem Casein der Milch. Weitere Phosphoreiweißverbindungen, die jedoch einen ganz anderen chemischen Typus repräsentieren, die sogenannten Nucleoproteine, sind in den Zellen des Organismus eingeschlossen. Uns bilden sie im besonderen die Substanz des Zellkernes, des „Nucleus“, der von größter Bedeutung für die Fortpflanzung der Zelle uns gewissermaßen ihr Lebenszentrum darstellt. Die Nucleoproteine sind im Körper weit verbreitet. Überall, wo sich Zellen mit Kernen vorfinden, sind auch Nucleoproteine vorhanden. Besonders nucleoproteinhaltige Organe sind das Hirn, „ohne Phosphor kein Gedanke“, die Lungen und die Nieren. Es ist dies für gewisse Krankheitsprozesse wichtig zu wissen. Die Nucleoproteine zerfallen bei der chemischen Trennung in ein gewöhnliches Eiweiß, in das Protein, und in eine Säure, die Nucleinsäure.

Sehen wir von dem Protein ab, das keinerlei Eigenheiten zeigt, und wenden wir uns der Nucleinsäure zu. Die Nucleinsäure, obgleich selbst ein Teil, ist dennoch ein hochkomplizierter chemischer Körper. Er enthält zunächst als wichtigsten Bestandteil Phosphorsäure, gebunden an einen Zuckerstoff, Kohlehydrat. Man nennt derartige Verbindungen eines Kohlehydrates mit einem andern Körper ein Glykosid. Weiterhin lassen sich aus den Nucleinproteiden noch die sogenannten Pyrimidine und Purine abscheiden. Erstere kommen in diesem Zusammenhange nicht weiter in Betracht. Es sei nur bemerkt, daß ihr Endprodukt die Harnsäure ist, die im Harn erscheint.

Viel interessanter und wichtiger sind die Purine. Wir kennen die dahin gehörigen Stoffe aus dem täglichen Leben. Kaffee, Tee und Kakao verdanken ihre anregende Wirkung den Purinen Coffein, Thein und Theobromin. Außerdem sind sie beliebte, starkwirkende Arzneimitteln: Coffein, Theobromin, Theophyllin. Diese Pflanzenprodukte sind im Innern der Pflanzen durch Stoffwechsel des Eiweißkörpers genau so, wie dies bei Tieren und Menschen geschieht, entstanden. Beim Menschen erscheint als wichtiger Purinkörper im Harn die Harnsäure. In der menschlichen Pathologie spielen die Purine eine große und wichtige Rolle, stehen sie doch in enger Beziehung zu der konstitutionellen Stoffwechselstörung, der Gicht (Arthritis urica). Deshalb ist es auch den Gichtkranken verboten, purinhaltige Nahrung zu genießen. In den Nucleinsäuren sind die Purine durch das Adenin und Guanin vertreten. Auch über die Zusammensetzung der Purine hat Emil Fischer bahnbrechende Forschungen angestellt, und wir verdanken seinem Ingenium die künstliche Synthese sämtlicher Purine.

Es bedeutete nur einen Schritt vorwärts, wenn nunmehr der Forscher daran ging, die synthetisch gewonnenen Purine zum Aufbau eines höheren Abbaugliedes der Eiweißreihe zu benutzen. Zunächst gelang es, eine Glykosidverbindung des Theophyllin-Dimethyldiorypurins

herzustellen. Nun handelte es sich noch darum, an dies Purinylglykosid die Phosphorsäure anzuhängen, um eine echte Nucleinsäure zu erhalten. Auch diesen Erfolg hat Fischer errungen: Er stellte eine Theophyllinylglykosidphosphorsäure her. Der einfache, aber elegante Weg, auf dem diese Synthese erreicht wurde, setzt zuviel chemische Fachkenntnis voraus, als daß er hier einleuchtend dargestellt werden könnte. Andere synthetische Nucleinsäuren dürften, nachdem einmal der Anfang gemacht ist, bald folgen. Und von hier wird es dann weiter gehen zu den Nucleinproteiden, welche, wie oben erörtert, aus Proteinen und Nucleinsäuren bestehen. Freilich den echten Eiweißkörper, das Protein, wird man immer noch der Natur entlehnen, da wir seine Zusammensetzung nicht kennen. Aber schon nähern sich als Vorposten der Polypeptide diesem Naturmonopol, um es außer Kraft zu setzen.

Sind diese Entdeckungen des Berliner Chemikers von allerhöchstem Werte und ein Triumph der deutschen Wissenschaft im Kriege, so sind auch große Aussichten für die praktische Verwertung jener eröffnet. Fischer glaubt selber, daß seine synthetischen Nucleinsäuren im biologischen Experiment angewandt einen gewissen Einfluß auf die Funktion der Organe ausüben werden. Vielleicht werden sie vom Organismus aufgenommen werden und zur Ernährung der so lebenswichtigen Zellkerne beitragen. Dies könnte, meint Fischer, zu so weittragenden Veränderungen des Organismus führen, daß ganz neue Abarten (Mutationen) entstehen würden. Derartige Schlüsse sind vorläufig der Lösung durch das biologische Experiment vorbehalten. Aber auch für therapeutische Zwecke kann man hoffen, die synthetische Nucleinsäure verwenden zu können. Wir haben bereits vorhin auf die Beziehungen zwischen Purinstoffwechsel und Gicht hingewiesen. Es wird vielleicht möglich werden, mit Hilfe dieser künstlichen Nucleinsäuren den gestörten Haushalt wieder ins Gleichgewicht zu bringen.

Die kleine Lie . . .

Skizze von Käthe Lubowski.

(Nachdruck verboten.)

Sie hieß eigentlich Elisabeth . . . aber es kam niemand in den Sinn, sie mit diesem Namen zu rufen. Die Mägde auf ihres Vaters Domäne nannten sie mit einem ganz leisen Unterton von Mitleid „Gräulein Lie“, und der Vater — der Amtsrat Berndt auf Verditten — sagte „Lie“ zu ihr.

Sie selbst liebte diesen Namen! Die goldenste Verheißung der Zukunft erschien ihr darin verborgen . . . eine Andeutung auf das, was sie noch vom Leben zu erwarten habe.

Denn die kleine Lie besaß ein heißes Herz . . .

Wenn in der mächtigen Küche alle Kessel und Töpfe wieder blank und aufrecht an ihren Plätzen standen und es einmal ausnahmsweise für die studierenden Brüder und den Vater nichts zu stopfen gab, dann träumte sie davon, wie es einst sein würde . . . Es war eigentlich immer das Gleiche!

Ein großer, stattlicher Mann, den sie bisher noch nie gesehen, trug sie auf den Armen fort . . . in sein Haus!

Dies mühelose Aufheben und Tragen konnte sie nämlich beanspruchen, denn sie war ganz klein, winzig, nicht größer als ein zehnjähriges normal entwickeltes Kind, trotzdem sie bereits dreißig Jahre zählte.

Aber es lag dabei durchaus nichts Abscheuliches in ihrer Erscheinung. Alle Glieder waren zierlich und niedlich gebildet. Nur der dicke mußbraune Zopf wirkte zu dem runden, rotbäckigen Apfelgesicht ein wenig massig. Aber auch das störte weder sie noch die andern . . .

Wenn sie nach getaner Arbeit von ihrem Tritt, von dessen Höhe sie wie ein sicherer Kapellmeister dirigierte, kochte und briet, herabsprang, dann grub sie gern die runden weichen Fingerchen in das reiche Geleck und freute sich daran. Ihre Mutter, eine schwer hysterische Frau, die nur des Vaters Geduld und Liebe vor dem dauernden Aufenthalt in einem gewissen dunkeln Hause bewahrt hatte, war bei ihrer Geburt gestorben, und Freundinnen oder Schwestern besaß sie nicht. So redete ihr denn niemand in ihre Märchenwelt hinein!

Sie baute immer kühner und stolzer und barg, so oft eins der Mägde zum Altar schritt, die strahlenden Augen in den Händen, als rücke damit ihr eigenes Glück ein wenig näher . . . Noch war ihr niemals ein fremder, lediger Mann aus ihren Kreisen begegnet. Der Vater mied allen Verkehr. So oft sie auch um eine Fahrt in die nächste Kleinstadt gebettelt, hatte er noch immer den Kopf geschüttelt:

„Bei uns ist es am schönsten, kleine Lie . . .“

Ja — schön war es in Derbitten wirklich. Alles so groß und machtvoll! Die Kastanienbäume vor dem alten Herrenhaus schienen mit ihren kühlen, weißen Kerzen die kleinen Lämmerwölkchen zu küssen — das Federvieh schritt majestätisch über den gelben Sand und das grüne Sprießen, und auf dem See im Park lag ein schneeweißes Boot, das leider immer leer blieb. Seitdem die kleine Lie aber die Sage von Lohengrin gelesen, wußte sie ganz genau, daß sich eines Tages ein großer, blonder, stattlicher Held zu ihr finden würde, ein schöner

hochgewachsener Mann, der sie zu seinem Weibe machen würde. Alles in ihr fieberte diesem Augenblick entgegen. Mit offenen Augen sann sie nachts oft stundenlang in die Dunkelheit hinein... sprang auch wohl mit zierlichem Schwung auf das Fensterbrett und lugte nach dem Boot aus, das wie ein schmaler, weißer Streifen in dem Grau und Silber der Stille lag... Und war doch am nächsten Morgen frisch und erwartungsvoll zur rechten Zeit wieder an der Pflicht, trillerte fröhlich durch Keller und Küche und stand gewissenhaft in der Gegenwart, bis die Feierstunde ihr wiederum das schimmernde Tor der Zukunft öffnete...

Gäste gab es niemals in Derbitten, denn der Amtsrat war eine durchaus einsame Natur. Immer wieder wußte er die kleine Eie darüber fortzutrusten. Er bangte dem Augenblick entgegen, in dem es Eie klar werden würde, daß sie zu winzig sei, um von einem Manne begehrt zu werden.

„Langweilen wir uns denn jemals, Eie?“ fragte er beschwichtigend. „Ist unser Tag nicht viel zu kurz für alles, was wir vorhaben? — Sollen wir etwa des Nachts auf Visiten gehen?“

— — — Dann mußte die kleine Eie lachen, und es blieb, wie es gewesen. So wurden ihre stillen Träume denn ungehindert goldener und reifer. Sie selbst erschien stiller und ernster. Zuweilen seufzte sie tief auf. Dann drückte irgend ein Gedanke auf ihr klopfendes Herz.

An einem dieser Tage schrieb Bruder Hans, der ältere der beiden Studenten, aus Greifswald, daß er für ein paar Wochen nach Hause kommen müsse... Er hätte die Influenza des Winters immer noch nicht zur Zufriedenheit seines Arztes auskurirt und wollte sich darum lieber rechtzeitig von der kleinen Eie ein wenig pflegen lassen.

Am Rande seines Briefes, vom Amtsrat übersehen, — von der kleinen Eie jedoch sofort entdeckt, stand noch etwas:

„... Lieber Papa, kann ich vielleicht Pitt Lütt mitbringen? Sein Vater war ja — wie Du weißt — vor dreißig Jahren in Heidelberg mit Dir zusammen aktiv. — Er tut mir so schrecklich leid... dieser Pitt Lütt, der seinen Spitznamen so tapfer trägt. Erlaube es mir.“

— — — Der Amtsrat neigte die Augen in die starcknochige, sonnenverbrannte Rechte, als die kleine Eie diesen Wunsch mit leiser Stimme vorlas.

Nein — — er mochte diesen... Pitt Lütt nicht sehen... Was der Junge, der Hans, sich wohl dabei dachte? — — —

— — — Aber die kleine Eie wollte es! Sie, die bisher niemals den Mut gefunden, des Vaters „Nein“ in ein „Ja“ zu verwandeln, bestürmte ihn unablässig.

„Erlaube es doch, lieber Pa.“ schmeichelte sie...

Was hatte der alte Berndt nur, daß er so stumm blieb? Warum war sein Auge feucht, als er

es endlich aus der Hand hob? Die kleine Eie konnte es nicht ergründen! Sie setzte sich auf seine Knie und bettelte weiter:

„Ach, einziger, guter Pa, sage doch „Ja...“

Aber der alternde Mann schüttelte energisch den Kopf.

„Nein, Eie, ich will es nicht!“

In dieser Nacht ward das kleine, heiße Herz Eies vollends in Brand gesetzt. Eie bekam Fieber. Der Arzt mußte kommen... Ein alter, weißhaariger, mürrißcher Greis, der schon ihre Mutter behandelt hatte.

Der redete nach der Untersuchung mit dem Amtsrat. Die kleine Eie hatte scharfe Ohren und stellte sich nur schlafend... darum verstand sie auch Einiges aus der Unterhaltung der beiden.

„Warum soll er denn eigentlich nicht kommen?“ fragte der Arzt den Vater.

Der zuckte zusammen. Das erkannte sie deutlich unter halbgeschlossenen Lidern... Aber statt der Antwort kam ein Stöhnen über seine Lippen. Da redete der Arzt sanft weiter:

„Glauben Sie mir, es wäre ein Glück, wenn die kleine heiratete... Dieser Pitt Lütt ist reich und unabhängig... warum sollte es nicht sein können?“

Da durfte Bruder Hans Pitt Lütt mitbringen!

Die kleine Eie stand im weißen Kleidchen, mit glänzenden Augen und roten Wangen, als der Wagen die beiden Gäste von der Bahn brachte. Denn nun sollte es sich erfüllen: — er kam, der Ersehnte, der Prinz aus dem Wunderland. Sie zitterte an allen Gliedern. An des Bruders stattlicher Gestalt vorbei suchte sie den andern...

... Pitt Lütt ...

... Es war alles so schnell gekommen, daß sich später niemand auf die Einzelheiten zu besinnen vermochte...

Nur Pitt Lütt erzählte, als alles vorüber war, daß die kleine Eie seine ihr entgegengestreckte Hand nicht genommen habe — sondern mit diesem gräßlichen Schrei, der noch allen in den Ohren nachklang — fortgestürzt sei...

... Sie haben sie dann gesucht und auch bald gefunden. Sie lag im See neben dem schneeweißen Kahn, aus dem ihr der Liebste eines Tages steigen sollte...

Ein paar silberweiße Kiesel hingen in dem braunen reichen Haar und in den gebrochenen Augen weinte die Flut des Sees mit blanken Tropfen, darüber, daß Pitt Lütt, der Zwerg, Pitt Lütt, der fast noch kleiner war als Eie, sie aus ihren goldenen Lohengrinträumen reißen mußte...

